Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nis" und ein ergreifendes Selbstbekenntnis Voegtlins aus seinen Schuljahren. Dem durch unpädagogische Behandlung in seinem Seelenleben erschütterten Knaben prägt sich das zur Selbsttreue mahnende Vaterwort „Weder im Guten noch im Bösen soll man etwas anders scheinen wollen als man ist" für das Leben ein und bringt ihn zur Selbständigkeit, mit der er die Vereinigung mit der Jugendgeliebten durchsetzt — Voegtlins spezifisch schweizerische Art, der tiefe und humorvolle, liebenswürdige Geschichtenerzähler findet sich in zwölf im Jahre 1904 zu dem Bande „Liebesdienste" vereinigten „Novellen und Geschichten" und in sechs im Jahre 1907 in dem Bande „Jugendliebe" gesammelten „Novellen und Skizzen", die, von besonderer Freude am Zuständlichen und Stofflichen des Erlebten getragen, außerordentlich zahlreiche Schlaglichter auf pädagogische, religiöse und sexuelle Fragen werfen. Die beiden, sich stofflich berührenden Einleitungsnovellen der beiden Sammlungen, die Titelnovelle in dem Band „Jugendliebe", in dem „Das Eichhörnchen" kinderpsychologisch hervorragt, und die Novelle „Jenny die Jüngste" in dem Band „Liebesdienste", in dem „Die Macht der Schwachen" die Kraft der Mutterliebe verherrlicht und pädagogisch vor allem hervortritt, haben viel von Voegtlins eigenen, durch seine Jugendliebe veranlaßten Kämpfen erhalten.

In Voegtlins Lyrik, 1901 in dem Gedichtbande „Stimmen und Gestalten" vereinigt, überwiegt zu sehr die gereimte Prosa, und nur etwa ein halb Dutzend Reimgedichte sind wirklich abgerundet; selbst die meist geglückten reimlosen Verserzählungen und -stimmungsbilder würden in Prosa besser ausgefallen sein; immerhin ist es ein durch das spezifisch Schweizerische interessanter Band.

Dagegen lassen zwei dramatische Stücke auf dem Gebiete des satirischen und des Charakterschwankes viel erhoffen: neben einem niedlichen satirischen Spiel in einem Aufzug „Prinz Adebar der Klapperstorch", das seit 1905 unter dem Pseudonym Heinrich Manesse als Bühnenausgabe (24 S.) vorliegt und bei seiner Aufführung durch die Stadttheatergesellschaft im Pfauentheater in Zürich einen freundlichen Erfolg hatte, ist es ein grotesker Charakterschwank „Rentier Säger" in drei Aufzügen, der, in Buchausgabe 1901 erschien und 1905 im später eingegangenen Zürcher Schiller-Theater flott einschlug, nachdem er dafür eigens vom Verfasser bedeutend gekürzt worden war.

Alles in allem begegnen wir in Voegtlins Schöpfungen einem gesundkräftigen Ringen mit dem Leben und seinen Problemen; es spricht aus ihnen eine starke Persönlichkeit, die etwas zu sagen hat.

Die schöne Literatur

Clemens Taesler

E. A. Loosli. Üse Drätti. Verlag A. Francke, Bern.

Die Dialektdichtung hat in neuerer Zeit nicht nur einen bedeutenden Aufschwung genommen, sie beansprucht auch einen ganz andern Platz in der literarischen Produktion. Das sind nicht Folgeerscheinungen, sondern beides ist bedingt durch die Stellung, die alles

„Bodenständige", Wurzelfeste in unserm kulturellen Leben beansprucht. Der Sinn für das „Volkstümliche", der erst nur der Neugierde entsprang, dann Modesache wurde und heute innerhalb der verschiedenen Künste und besonders auch von der Wissenschaft auf die Fahne geschrieben wird, hat sich vertieft; und alles, was dieser Quelle entspringt, darf deshalb auch auf weitgehendes Interesse zählen. Dies hinwiederum befördert die Produktion, und so hat die Dialektdichtung einen Umfang angenommen, der schon innerhalb der einzelnen Gruppen wieder Spezialgebiete unterscheiden läßt. Der sprachliche Ausdruck ist nicht mehr bloß zufällig dem Dialekt entnommen, ist nicht mehr bloß ein bewußtes Mittel, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, er ist sich auch Selbstzweck geworden. Wir haben heute schon manches Buch, das des Dialektes wegen geschrieben wurde. Und daraus folgt eine immer weiter gehende Differenzierung des Dialektes, eine immer wissenschaftlichere Behandlung der Mundart. Was man vor 50 Jahren noch als ausgesprochene Mundart bezeichnete, erscheint uns heute kaum mehr als solche. Und von einem bernischen Dialekt können wir heute überhaupt nicht mehr sprechen. Die Sprachforscher haben ein Element hereingetragen, das in der Dialektdichtung wie die gestrengste Akademie zu Gericht sitzt. Der Wissenschaft schenkte dieser neue Geist ein prachtvolles standard work: Friedlis „Berndeutsch im Spiegel bernischen Volkstums". Daß er auch auf die dichterische Produktion befruchtend einwirkte, ist unverkennbar, aber er führte zu Differenzierungen, die ihr auf die Dauer kaum förderlich sein dürften. Wir haben keine berndeutschen Bücher mehr; das ist ein laienhafter Begriff, wir haben stadtbernischen Dialekt — hier heißt es noch innerhalb der einzelnen Jahrzehnte genau unterscheiden — Berner patrizierdeutsche, mittelländische, oberländische, emmentalische Mundarten in allen denkbaren Färbungen genau auseinanderzuhalten, und wenn einer nicht für jeden seiner Ausdrucke die autochthonste Abstammung nachweisen kann, so wird ihm daraus ein schwerer Vorwurf gemacht.

Und warum klauben wir nun grad bei dem von fröhlicher Laune übersprudelnden Drätti Looslis solche spinnwebegrauen Theorien aus? Weil wir grad in diesem prächtigen Buch einen typischen Beleg für diese Umwertung der Werte zu erkennen glauben. Mehr noch als in dem vorangegangenen „Dörfli" ist hier die Sprache der primäre Ausgangspunkt. Mehr als ums Erzählen — so köstlich Loosli auch zu erzählen weiß — ist es ihm um die Erhaltung der Sprache zu tun. Es ist ein Denkmal, das er seiner Heimat setzen will, in der nur dem untern Emmental, nur grad seinem Heimatchrachen eigenen Sprache, die vielleicht keine fünf Stunden im Umkreis umfaßt und naturgemäß auf dem Aussterbeetat steht. Es ist dies eine verdienstliche Tat, für die man ihm Dank wissen wird, besonders wenn die sprachlichen Eigenheiten dort verschwunden sein werden wie die alten geblümelten Schüsseln und gebrannten Gläser. Auf dem losen Faden einer einfachsten Lebensgeschichte, reiht Loosli eine reiche Fülle Gehörtes und Erlebtes, Geschautes und Überliefertes auf, Anekdoten und Witze, die zum Teil Allgemeingut geworden sind, die aber Loosli, in der richtigen Erkenntnis, wie rasch das alles verschwindet, doch einmal aufzeichnen wollte, daß auch die späteren Generationen sich noch daran freuen sollen. Es ist dadurch ein lustiges Buch geworden, bei dem man herzhaft lachen kann. Es weht ein gesunder, kräftiger Wind über diese Emmentaler Hügel, und wenn der mal da und dort einem „frömde Fötzel" etwas Beißen-

des in die Augen bläst, daß ihm das Sehen vergeht, so scheint deshalb die Sonne nicht weniger hell und sind die Matten nicht weniger grün. Man liest das Buch mit den lustigen Hewgeli von Linck mit steigendem Vergnügen durch, und die Freude wächst mit dem Lesen, denn daß man sich erst in Looslis Sprache hineinlesen muß, das ist unleugbar. Und damit kommen wir doch wieder zum Ausgangspunkt: Die Freude an der Sprache führte Loosli zu weit ins wissenschaftliche Gebiet des Sprachforschers. Die Erschwerung der Lektüre steht unseres Erachtens nicht im Verhältnis zu dem Gewinn. Loosli hätte sich in der Schreibart größere Freiheit gestatten dürfen. Wenn er das anlautende st und sp läßt, da man es ohnehin als scht und schp ausspreche, so hätte er diese Regel auch anderweitig befolgen dürfen. Das labialisierte l in seiner Schreibart als w erschwert die Lektüre ungemein, und auch da wird die richtige Aussprache so wie so nur der Eingeweihte finden. Loosli dürfte aber seine Gschichtli noch unlesbarer einkleiden, die Mühe würde den Leser doch nicht verdrießen, die er ihm zumutet, denn so vergnügte Stunden, wie man sie mit seinem Drätti verbringt, sind ein kostbar Gut. Hans Bloesch

A. Attenhofer: Auf sonnigen Pfaden. Zürich 1902. Cäsar Schmidt. — Ego ipsissimus. 1904. E. Piersons Verlag, Dresden. — Allerlei Narrheiten. München 1907. W. Bonsels.

Das erste Büchlein „Auf sonnigen Pfaden" ist eine Reiseschilderung oder vielmehr eine Schilderung der Seele des Dichters, eines jungen, zerrissenen, grübelnden aber großfühlenden Menschen. Wohl empfindet er die Schönheit der Graubündner Alpen, durch die er uns führt, tief, aber weder sie noch die Reisebegebenheiten bilden den eigentlichen Gegenstand der Schilderung: Sie sind nur Mittel, um die Stimmungen und Gedanken des Dichters auszulösen. Das Büchlein ist interessant, weil schon der ganze Attenhofer drin steckt, mit seiner scharfen Reflexion, die es ihm so schwer macht, einen Natureindruck rein gefühlsmäßig aufzunehmen und künstlerisch zu verarbeiten, der Attenhofer mit seinem tiefen Mitleid für alle Leidenden, das ihn zum Haß gegen alle Kulturseligkeit und Heuchelei unserer modernen Gesellschaft führt.

Bedeutender für seine Künstlerschaft ist die Gedichtsammlung „Ego ipsissimus" — der Titel ist sprechend. Das Buch bietet persönlichste Lyrik, und hier schon zeigt es sich, wo das wahre Wesen des Lyrikers Attenhofer liegt, aber auch, daß eine wirkliche Kraft am Werke ist. Die Gedichte sind zwar sehr ungleich, besonders zeigen die Liebesgedichte keine bedeutende Originalität. Aber gerade das, was an ihnen stört, die zersetzende Reflexion, die innere Unruhe, dabei eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit für fremdes Leid, und die Erinnerung an die eigene unruhvolle und gedrückte Jugendzeit befähigen Attenhofer in anderer Richtung sein Bestes zu leisten und machen ihn zum Dichter und Anwalt derer, die schwer mit dem Leben zu kämpfen haben, der Erfolglosen, der Untergehenden, der Zweifelnden und Verzweifelnden, die, wie er, voll Selbstgefühl sind, und doch kein Selbstvertrauen haben. Hier gelingen ihm Gedichte von großer Schönheit und Kraft.

Das dritte Bändchen, „Allerlei Narrheiten", eine Sammlung kleiner Prosastücke, Aphorismen und Gedichte, ist ein Buch voll seltsamer Gegensätze: es birgt große Schönheiten und Geschmacklosigkeiten nebeneinander und ist mit bissiger persönlicher Satire gewürzt. Es hat denn auch dem Dichter vielleicht mehr Feinde als Freunde gewor-

ben, besonders unter den führenden literarischen Kreisen der Schweiz. Aber gerade diese gesunde Rücksichtslosigkeit, die vielleicht unklug, ohne an das eigene Fortkommen zu denken, die Galle überlaufen läßt, wenn sie zu voll wird, macht mir das Buch lieb und wert. In künstlerischer Beziehung bedeuten die „Narrheiten", besonders der zweite, poetische Teil einen Fortschritt: Der Ausdruck ist eigentümlicher, treffender geworden, und die Gedichte sind harmonischer in der Vereinigung von gedanklichen und Gefühlselementen. Erwin Haller

Das Goethehaus in Weimar. Als Krönung des von dem hochverdienten Karl Koetschau begonnenen und von Oettingen zu Ende geführten Wiederherstellungswerkes des alten Hauses am Frauenplan, in dem Goethe von 1782—1832 mit Unterbrechung wohnte, erscheint ein Führer durch dieses Goethe-Nationalmuseum, den im Auftrage der Direktion Fräulein Dr. Marie Schütte bearbeitet hat. (Insel-Verlag, Leipzig.) Das kleine, in einem einfachen Pappband gebundene Buch will dem Besucher Auskunft geben über die Geschichte des Goetheschen Wohnhauses, es will ihm in dem weitläufigen alten Bau den Weg weisen und über die ausgestellten Kunstgegenstände berichten, soweit dies möglich ist. Es erblickt sein letztes Ziel darin, in dem flüchtig Verweilenden den Wunsch zu erwecken, Goethe als Sammler und seine Sammlungen genauer kennen zu lernen. „Unsere Zeit, die das Kunstsammeln mit einer wahren Leidenschaft betreibt, könnte die Art und Weise, wie Goethe sammelte, zu denken geben. Ihm war sammeln gleichbedeutend mit Bildung und Genuß im höchsten Sinne. Kein Stück besaß er, an dem er nicht gelernt, zu dem er nicht in einem persönlichen Verhältnis gestanden hätte, und so wachsen auch die künstlerisch unbedeutenden Gegenstände seiner Sammlung über ihren eigentlichen Wert hinaus."

Eine kurze Geschichte des Hauses am Frauenplan leitet den sehr sauber und sorgfältig gearbeiteten Führer ein. Man erfährt, daß ein Kammerrat des Herzogs, namens Johann Kaspar Helmershausen im Jahre 1709 das Haus gegründet hat. Im Oktober 1781 mietete es Goethe, am 1. Juli 1782 zog er ein und bewohnte es bis zur italienischen Reise. Nach seiner Rückkehr aus Italien zog sich Goethe in das Jägerhaus zurück, bis ihm der Herzog das Haus am Frauenplan 1792 als freie Dienstwohnung gab, und es ihm 1794 als Dank für seinen vieljährigen Dienst, besonders für seine Begleitung auf dem Feldzuge nach Frankreich, schenkte. Hier lebte dann Goethe sein wunderbares Leben bis zu seinem Tode. Als Ottilie 1839 nach Wien zog, mieteten Freunde das Haus, nachdem die Privatzimmer Goethes verschlossen und seine Sammlungen in zwei Zimmern untergebracht worden waren. Erst des Enkels großherziges Testament schenkte das Haus und alle Sammlungen des Großvaters dem Großherzogtum Sachsen, die Familienarchive der Großherzogin Sophie. Es war Karl Koetschau vorbehalten, die von Goethe benutzten Räume in genau demselben Zustande wieder herzustellen, wie zu Lebzeiten des Dichters. Sein Gedanke war, daß die Zimmer nur beherbergen dürfen, „was aus Goethes Nachlaß stammt, und davon nur, was nachweislich zu seinen Lebzeiten an Möbeln und Kunstwerken dort aufgestellt war". Seine Sammlungen aber wurden in den Mansardenzimmern untergebracht, welche einst August, Ottilie und die Enkel bewohnt hatten. Die Zimmer Christianes dienen zu Ausstellungen aus den großen verschlossenen Sammlungen.

Den Hauptteil des Buches bildet der Führer durch die von Goethe bewohnten Zimmer und durch seine Sammlungen. Genau und anschaulich wird jeder Raum und seine Einrichtung beschrieben. Allgemeine Betrach-

tungen über Goethes Kupferstich- und Zeichnungssammlungen eröffnen einen weiten kulturhistorischen Ausblick. An jedes beschriebene Kunstwerke sind Mitteilungen über das Original, seine Geschichte und seine Beziehungen zu Goethe geknüpft. Als Quellen wurden hier vor allem die Briefe und Tagebücher benutzt. Grundrisse und schematische Zeichnungen erleichtern die Übersichtlichkeit. Die 25 Abbildungen, welche den Führer abschließen, gewähren einen Einblick in die verschiedenen Gebiete von Goethes Kunstsammlungen und geben den Dichter selbst und die ihm Nahestehenden in charakteristischen und zum Teil weniger bekannten Zeichnungen und Silhouetten wieder. K. G. Wndr.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Verlag Georg Bondi, Berlin.

Man frägt sich, wenn man vor diesen wundervoll ausgestatteten Bänden steht, mit Erstaunen: wie war es möglich, daß unsere Verleger, die einen Klassiker nach dem andern neu edieren, noch nie auf den Gedanken gekommen sind, dem Allergrößten ein würdiges Gewand zu geben. Der Grund mag in der Ungleichwertigkeit der verschiedenen Übersetzungen zu suchen sein. Bekanntlich hat August Wilhelm Schlegel nur 17 Dramen Shakespeares übersetzt; in den Rest teilten sich Baudissin und Dorothea Tieck, die Tochter Ludwig Tiecks, der selbst nur seinen Namen für den Titel hergab. Nun tritt Friedrich Gundolf auf, ein junger Dichter, ein Schüler und Verehrer Stefan Georges, und wagt es, nicht nur Schlegels Übersetzungen zu revidieren, sondern sogar die von Schlegel nicht verdeutschten Hauptwerke: Coriolanus, Antonius, Macbeth, Lear und Othello neu zu übertragen. Und die Tat gelingt! Schon der erste Band brachte neben dem revidierten Schlegelschen „Caesar" Neuübertragungen von „Coriolan" und „Antonius und Cleopatra". In diesen Verdeutschungen zeigt sich Gundolf als echter Jünger Georges: es kommt ihm nicht so sehr darauf an, Wort für Wort getreu zu übersetzen: er will den Ton Shakespeares wiedergeben, den Klang seiner Worte, die Farbe seiner Verse, das Temperament des Dichters. Und das ist ihm meisterhaft gelungen. Man muß sich an manche Änderungen des Schlegelschen Textes, besonders in den Versenden, erst langsam gewöhnen, wird auch manche für überflüssig halten. Im ganzen betrachtet aber erfüllt diese Ausgabe durchaus das in der Vorrede gegebene Versprechen: sie bringt Shakespeares Werke in die deutsche Form, die dem heutigen Gefühl der Verantwortung gegen den Dichter und die deutsche Sprache gemäß ist. „Wir sehen Shakespeare heute in einer frischen Farbigkeit. Die vorliegende Neuübertragung möchte das Gesicht Shakespeares, wie es diesem anspruchsvolleren Geschlecht erscheint, im Stoff der deutschen Sprache festhalten".

Hier also haben wir endlich eine Monumentalausgabe der Werke Shakespeares erhalten. Sie soll nach der Absicht des Verlages 10 Bände umfassen und auch die „Sonette" in der meisterhaften Verdeutschung Georges bringen, die schon als Einzeldruck erschienen ist. Auch die relativ besten, selbstverständlich revidierten älteren Übertragungen der geringeren Dramen sollen sich anschließen.

K. G. Wendriner

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid. Alle Zusendungen sind unpersönlich an die Schriftleitung „Die Alpen" in Bern zu senden.** Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — **Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.**